

Nr. 57. Bromberg, den 9. März 1929.

Tarantella.

Ein exotisches Abenteuer.

Roman von Harald Baumgarten.

(1. Fortsetzung.)

Drittes Kapitel.

Das Diner war zu Ende. Sie saßen auf der großen Terrasse vor dem Hause, die drei Männer die schweren Zigarren in den Händen. Mary, die schlanken Beine übereinander geschlagen, sah ins Weite, wo die „Tarantella" — wie ein ungeduldiges Rennpferd an den Zügeln — an ihren Ankerketten riß.

„Wenn Sie heute nicht gewesen wären", belebte Sir Edward Hee das Gespräch, „dann wäre mein Leben heute zum zweiten Male durch einen unglücklichen Zufall vernichtet gewesen."

„Erlauben Sie, daß ich dieses Wort aufgreife", entgegnete Dr. Jack Doherty. „Es gibt keinen Zufall — es gibt nur ein unabänderliches Muß. Wie in der Natur die Bakterien einem Körper eingeimpft, immer weiter und weiter fressen, so geht auch die Welt und das Geschehen seinen Weg. Es wäre entsetzlich, wenn es einen Zufall geben würde."

„Es wäre unerträglich, wenn wir uns nicht wehren könnten", sagte der greise Gelehrte. „Es kann keine Vorbestimmung geben, denn das hieße die menschliche Tatkraft ausschalten. Wenn ich keinen freien Willen habe, bin ich keine Individualität mehr. Wir denken Sie über dieses so oft erörterte Thema?" wandte er sich an Ralph Louis. Ein Lächeln zog über das frische Gesicht. Ein kleines Erschrecken mischte sich damit. „Ich habe noch nie darüber nachgedacht", sagte er dann offen. „Oh, Sie müssen nicht denken, daß ich nicht nachdenke", fuhr er fort, als er eine zynische Falte in Dohertys Mund sich eingraben sah, „aber ich denke anders, nicht so wissenschaftlich, nicht so logisch wie Sie. Sie glauben vielleicht, wir nüchternen Amerikaner, wir träumten nicht, wir wären kalt und einzig versessen auf Businesß. Das stimmt aber bei mir wenigstens nicht. Sehen Sie einmal die amerikanischen Jungen an, wie sie Tennis spielen, wie sie Fußball oder Rugby kämpfen, mit welcher Verbissenheit, um der Idee willen, der Bessere zu sein. Sind das nicht alles große Kinder? Und Kinder sind romantisch; ich bin es — glaube ich fast — auch ein wenig."

„Darf man denn Ihre Lebensphilosophie über sportliche Rekordleistung einmal hören?" Doherty neigte sich leicht über den Tisch, um dem Spott noch eine schärfere Spitze zu geben. Es entging ihm nicht, daß in Marys Augen ein weicher Glanz getreten war, so etwa, wie wenn sie Tommys Negerkindern deutsche Märchen erzählte.

Ralph Louis hörte den Spott nicht oder wollte ihn nicht hören.

„Ich habe keine Lebensphilosophie", er lächelte. „Ich glaube, um eine solche zu haben, muß man alt oder sehr unglücklich sein."

Doherty lehnte sich zurück. Sein schmales, blasses Gesicht wurde unbeweglich. „Es ist leicht, nicht zu philosophieren, wenn man so in die Welt gestellt wird, wie Sie! Das Leben ist ungerecht, es hat keinen Zweck, gut zu sein."

Der Rauch der Zigarren zog in krausen Ringen in die Sommernacht. Tommy servierte lautlos den Mokka. Leuchtkäfer schwirrten um die elektrische Lampe. Ganz leise drang das monotone Geräusch der Wogen herüber.

„Das Leben ist gut", klang da plötzlich Marys warme, helle Stimme.

Die drei Männer sahen erstaunt das achtzehnjährige Sportsmädel an, die mit blanken Augen so tapfer ihren Glauben an das Gute in die Welt warf.

*

„Dreißig zu fünfzehn! Vierzig zu fünfzehn! Game!" Marys Wangen glühten vom raschen Laufen. Aber es half ihr alles nichts. Sie konnte den Ball noch so gut plazieren, im entscheidenden Moment tötete ihn Ralph Louis mit gewaltigem Schmetterball oder Vorhanddrive. Und dabei lachte er jedesmal sein gutmütiges Jungenlachen.

Kapitän Streck war von der „Tarantella" herübergekommen, um sich ein wenig „die Beine zu vertreten" und wohnte dem Tennismatch auf der Veranda des kleinen Klubhäuschen bei. Aber er hatte nicht lange Interesse an der „öden Ballschlägerei", wie er es nannte, und bat den stets hilfsbereiten Tommy, ihm etwas Alkoholisches zu besorgen. Am liebsten „en Lüttchen Köm mit Beer", „aber det hebbt ihr ja nich, ihr schwarzen Niggers". Tommy beschaffte ihm jedoch das Gewünschte und so kam es, daß Kapitän Streck, weiland Kapitän auf Hamburg-Amerika, jetzt Kapitän auf Ralph Louis Torstensens Privatjacht Tarantella mit dem Neger Tommy in ein Gespräch geriet, obwohl sonst die „swatten Kierls" gar nicht sein Fall waren.

„Segg mi mal", eröffnete er den Dialog, bis du mal öfters schon zur See west? Denn das damalige Rumschaukeln auf dem lüttchen Boot war ja keine solide Seefahrt nich!"

„Oh Massa Kapitän, ich am liebsten so weit weg von See wie möglich."

„So siehst du auch aus, na ich wünschte, ich könnte dich mal son beeten unter mein Kommando haben."

Der gute Streck konnte nicht ahnen, wie sehr sein Wunsch in Erfüllung gehen sollte. Vorläufig war es ihm nur darum zu tun, mit dem alten Tommy ein Seemannsgarn zu spinnen.

„Segg mal", fuhr er fort, „hast du mal den Klabautermann gesehen?"

Die Augen Tommys vergrößerten sich. „No Massa Kapitän, ich nicht kennen diesen Herrn."

„So? — Na, denn will ich dich mal davon vertellen. Also das war auf Kap Horn zu, wo die See wie son alter Hexenkessel brodelt, da wurde doch jede Nacht ein Mann an Bord krank. Tjä. — Und denn wurde der Kierl doch jedesmal so steif, daß man ihn gegen die Wand stellen konnte, wie son alten Besen. Tjä — na, wir fuhren so schon vierzehn Tage — und vierzehn Mann von der Besatzung waren nun schon so krank geworden. Der Steuermann hatte sie längs die Kombüse aufgestellt und mit einem Tau angebunden. Da standen sie, konnten nicht sprechen, nix essen, sich nicht bewegen, — standen also da, wie der Kaiser von Mexiko ins Panoptikum, und jedesmal, wenn 'ne große Welle kam, stießen sie mit den Köpfen zusammen, daß das man nur so krachte. In der Nacht, da wollte kein Mann an ihnen vorbeigehen, denn die Leute glaubten, die

Kierls wären wohl verhext. Und überhaupt — der Klabautermann wäre im Schiff."

Tommy stand vor dem Kapitän. Das Tablett, auf dem er Kümmel und Bier gebracht hatte, begann leise zu zittern. Tommy mochte Gespenster ebensowenig wie Motore. Kapitän Streck freute sich:

„Tjä, sage ich zum ersten Steuermann, so geht das nun nicht weiter. Das dauert garnich mehr lange, da stehen wir alle längs der Kombüse, und spielen mit den Köpfen Karambolage. Und das Schiff steuert wer weiß wohin, kommt nie ums Kap Horn und am Ende werden wir so 'ne Art „fliegender Holländer". Also wir beschlossen, dem Klabautermann aufzupassen. Es war stockfinster und nur auf Augenblicke kam der Mond durch die Wolken. Es ging gegen Mitternacht, — wo ja die Gespenster immer kommen, — da schleichen der Steuermann und ich ans Bugspriet, — da soll doch der Klabautermann sich aufhalten, — und was soll ich sagen, da sitzt er doch richtig, smökt 'ne Piepe, und um ihn rum wa nix wie blauer Dunst."

Er nahm einen kräftigen Schluck. „'nen swatten Gehrock hat er an, wie son Pastor und auf dem Kopf 'nen Südwester. Der Wind pfiff ganz schaurig, und dazu heulte son Nebelhorn auf Backbord von einem andern Schiff. Wie wieder son Windstoß kommt, fliegt ihm doch der Südwester über Bord. Und was sehen wir? Was sehen wir?"

Tommys Kniee schlugen hörbar aneinander.

„Da hat der Kerl doch 'nen Totenschädel und in jeder Augenhöhle sitzt 'nen groten Salamander." In diesem Moment ließ Tommy das Tablett fallen und lief laut schreiend über den Platz, so daß Mary und Ralph ihr Spiel unterbrechen mußten.

„Was giebt's denn, Tommy?" rief Mary erstaunt. Der deutete aber nur mit entsetzten Gebärden auf Streck, dessen Lachen breit über den Platz donnerte.

„Ich hebb' ihm vom Klabautermann vertellt und das kann er nicht verdrägen." Mary und Ralph stellten ihr Spiel ein und kamen zu ihm:

„Sie müssen ihn nicht so erschrecken." Mary blickte dem Davonstürmenden mitleidig lächelnd nach. „Er ist so ängstlich."

„Na," meinte Streck, „ich hab doch man bloß 'nen lüttchn Spas gemacht."

Im Laboratorium waren inzwischen die Forscher wieder an der Arbeit. Bei der Sektion hatte sich herausgestellt, daß bei dem Meerschweinchen eine andere Todesursache als Herzschwäche nicht festzustellen war. Irgendein Giftstoff konnte nicht gefunden werden.

„Damit wären unsere Studien also zu einem gewissen Abschluß gekommen", begann Sir Hee, nachdem ihm Doherty Bericht erstattet hatte. „Wir haben dieses Gift, das nach bestimmter Zeit, je nach der Stärke der Dosis, den Tod bringt, gefunden. Unsere nächste Aufgabe muß es nun sein, ein Gegengift zu finden."

Doktor Dohertys Augen leuchteten. „Ich werde die Entdeckung sofort veröffentlichen. Sie könnte mir eine Professur einbringen."

Hee sah ihn erstaunt an. „Sie wollen uns verlassen, lieber Jack?"

Dohertys Augen suchten durch die großen Glasfenster, vor denen der Tennisplatz lag, Marys Gestalt. Er sah sie in eifrigstem Spiele mit Ralph. Eine Falte grub sich in sein Gesicht.

„Ich würde die Professur auf alle Fälle ablehnen, Herr Professor. Es wäre mir nur um die Ehre zu tun."

Einige Tage waren vergangen und noch immer lag die „Tarantella" vor Anker. Mary versuchte ihrem Gast und Lebensretter den Aufenthalt so angenehm als möglich zu gestalten, und es war nicht bloß Dankbarkeit, was sie dazu bewog. Sie bewunderte neidlos Ralphs Überlegenheit in allen sportlichen Künsten, sie fühlte sich angezogen von seiner romantischen Sehnsucht, dem Leben irgendeine neue Seite abzugewinnen. Für sie beide war Reichtum etwas Selbstverständliches, keineswegs geeignet, restlose Befriedigung auszulösen. Während aber bei Mary ein Gefühl der Langeweile, des Übersättigtseins emporgewachsen war, gegen das sich ihre Tatkraft vergeblich stemmte, wuchs der Wunsch nach wirklichem Erleben bei Ralph immer mehr ins Ungemessene. Er konnte Mary, wenn sie durch die Indigoplantagen der Ansiedlung gingen, vorschwärmen, wie er sich eigentlich sein Leben gewünscht hätte.

Er fand dieses Zeitalter lustlos, und aller Poesie bar. Die Erde erforscht, fast bis ins kleinste Winkelchen, die Luft untertan, das Meer bezwungen, was blieb denn heutzutage übrig, um sich zu betätigen? Es war klar, daß sich die heutige Generation mit ihrem jeder Jugend innewohnenden Kampfestrieb friedlichen, aber auch reizloseren Sportkämpfen zuwandte.

Wie anders war das gewesen, als die neue Welt soeben entdeckt war, als man auf wackeligen Galeeren, denen man sich heute kaum zu einer kleinen Spazierfahrt anvertrauen würde, über das Weltmeer fuhr, um im Kampfe mit Natur und fremden Völkerschaften Gold und Ehre einzuheimsen.

Als armer Junge auf die Welt gekommen, hätte sich diese Lebensenergie wohl dem Kampfe ums Dasein zugewandt, und wie sein Vater es getan, ein Goldgräber- oder Abenteurerdasein gesucht, und im Kampfe um Gewinn seine Befriedigung gefunden. So schossen seine Wünsche ins Blaue. Aber eben dieses romantische Nichtwissen wohin war eine neue, interessante Eigenschaft für Mary, der teils nur belanglose Naturen, wie ihre Sportfreunde oder die konsequent arbeitende, rastlos vorwärtsstrebende Natur Dr. Jack Dohertys nähergetreten waren.

So kam es, daß sie diesen großen Jungen zu bewundern begann, ohne daß sie es sich selbst eingestehen mochte. Er aber, erfüllt von seiner Sehnsucht nach Erleben, übersah das zarte Aufkeimen dieser Neigung.

Einem jedoch entging diese Verwandlung in Marys Herzen nicht. Jack Doherty sah durch diesen zufälligen Besuch des Fremden all seine ukunftspläne in Frage gestellt. Mit dem Tode Sir Edward Hees wäre er wieder ein wurzelloser Doktor der Medizin geworden, der sich an irgendeinem Institut in schwerer Arbeit seinen Lebensunterhalt verdienen mußte.

Er war nicht gewillt, sich kampflos beiseite schieben zu lassen.

Ein Ereignis ließ die Gegensätzlichkeit der beiden Männer in offener Feindschaft erscheinen. Jack Doherty pflegte in den kühleren Abendstunden, wenn Sir Hee seine Zeitungen las, durch die Ansiedlung zu reiten. Da war plötzlich ein kleiner Negerjunge, ein rotes Tuch schwenkend, über die Straße gelaufen. Das englische Vollblut, erschreckt, war ausgebrochen, hatte einen Satz zur Seite gemacht, und den unvorbereiteten Reiter abgeworfen. Dann war es im rasenden Galopp zum Stall zurückgekehrt. Jack hatte sich nicht verletzt.

„Was hast du kleine Bestie hier zu suchen?" fuhr er den Jungen an.

Die Augen des Kleinen füllten zwei heiße Tränen. Im selben Augenblick packte ihn schon eine harte Faust, und die Reitpeitsche sauste unbarmherzig auf die spärlich bekleidete Rückseite des Boy, ein mörderisches Geschrei auslösend, das Mary und Ralph, die unweit spazieren gingen, aufhorchen ließ.

Jack hatte sein Opfer losgelassen, das jetzt seinem Schmerz in höchsten Tönen freien Lauf ließ, als es seine junge Herrin erscheinen sah. — Jack hob die Peitsche, um dem Jungen noch einen Schlag zu versetzen. Da packte Ralphs eiserne Faust sein Handgelenk, so daß er die Peitsche mit einem Schmerzensschrei fallen lassen mußte.

„Wer so etwas tut, ist kein Gentleman," sagte Ralph ruhig, und während der kleine Übeltäter heulend die Flucht ergriff, bot er Mary den Arm und ohne Jack eines Blickes zu würdigen, verließen sie die Stätte der Exekution.

Jack biß sich auf die Lippen. „Ungehobelter amerikanischer Flegel", murmelte er. Aber er hütete sich wohl, dem jungen Riesen gegenüberzutreten. Einen Gassenhauer pfeifend, trat er den Rückweg an. Aber die Gedanken, die seine Stirn barg, waren keine freundlichen für Ralph Louis Torstensen, der dem kleinen Rekontre nicht die geringste Wichtigkeit beilegte, sondern heiter und froh Mary von seinen Zukunftsplänen, der Fahrt nach der Südsee, sprach.

(Fortsetzung folgt.)

März.

Leise klingt es im schweigenden Wald:
Lausche, lausche! Der Frühling kommt bald.
Die Schlehen werden sein wie schäumende Quellen,
Und am Himmel, dem leuchtend hellen,
Werden die Wolken wie Kinder geh'n,
Gütige Winde werden weh'n,
Winde, wie Vaterhände mild;
Die schöne Erde wird sein ein Bild,
Von Gott der sorgenden Menschheit geschenkt,
Daß sie ewiger Güte dankbar gedenkt.
Die Gärten werden klingen im Amselschlagen,
Und über all den leuchtenden Tagen
Werden die Worte golden steh'n:
Blühen wuchs aus grauem Vergeh'n,
Singen wurde aus schweigender Zeit,
Leuchtend wurde die Dunkelheit.

Hans Gäfgen.

Zu Agnes Miegels 50. Geburtstag

am 9. März 1929.

Von **Börries, Frhr. von Münchhausen.**

Agnes Miegels erste drei Gedichtsammlungen, 1901 bei Cotta, 1907 und 1920 bei Eugen Diederichs, enthielten 158 Gedichte. Der Sammelband, den sie 1927 in Jena herausgab, umschließt 79 Gedichte. Das bedeutet, daß die größte deutsche Versdichterin unserer Zeit genau die Hälfte alles dessen, was sie früher veröffentlichte, in diesem abschließenden Bande ausgemerzt hat. Ich kenne kein gleich gewaltiges Zeichen künstlerischer Selbstkritik im Schrifttum als dies. Und ich will gleich sagen, daß mir eine Selbst-Amputation von solch wahrhaft indianischem Stoizismus doch allzu nahe ans Herz geht, wobei der Chirurg an sein schönes Fachwort „allzu proximal", der Freund deutscher Dichtkunst an sein Herz, das auch die heute verworfenen Dichtungen liebte, denken mag.

Darf ich mich, da ich mich mit diesem Satze nun seit 30 Jahren so oft wiederholt habe, heute noch einmal wiederholen: Agnes Miegel ist der größte lebende Balladendichter unseres Volkes, und wir anderen alle müssen tief den Pallasch vor ihr neigen! Keiner von uns kann, was sie kann, — keiner!

Sie beherrscht alle Register der mächtigen Orgel, alle Pfeifen der Königlichen Kunst klingen bei ihr gleich voll und stark, zart und weich. In der Griseldis das geschichtliche Stimmungsbild, dessen Handlung weiter nichts ist, als daß die verstoßene Griseldis aus dem Hause ihres Herzogs hinausgeht. Aber wie ist das gemacht, daß in Beginn des kurzen Gedichtes der Herzog so lieblos ist, und am Ende der große Hund so zärtlich.

> Und duckte sich, als er die Herrin erkannt,
> Und leckte schmeichelnd die kalte Hand.
> Der Dogge Augen glommen grün
> Im Lichte, das durch die Fenster schien . . .

In der Mitte des Gedichtes aber, als Antwort auf die Absage ihres Geliebten, steht nicht ein einziges armes Wort, steht nichts als eine einzige stumme Gebärde:

> Um des Bettes eichene Pfoste schlang
> Ihre Rechte sich zitternd und todesbang,
> Ihre Linke liebkoste die Lagerstatt
> Und strich die schimmernden Laken glatt . . .

In der Sancta Caecilia eine heroische Legende: Die Heilige spielt in ihrer weißen Burg hoch auf den Schieferfelsen der Wolken eine Fuge. Wieder ist die Handlung von beinahe asketischer Kargheit, aber um ihren gotisch-schmalen Leib wallt das königliche Gewand einer wahrhaft unerhört herrlichen Schilderung, blitzen die Funken der Sprache wie Geschmeide auf, vor der sich das gequälte, geballte, verwickelte Deutsch gewisser Ästheten in den tiefsten Tartaros verkriechen muß. Und wo die Verse sich am Ende der Abschnitte rhythmisch auflösen, da müssen wohl auch dem Unmusikalischen die Ohren klingen, als ob da nicht mehr Worte, als ob da die Noten der Heiligen Fuge stünden:

> Und ihre ewig junge Stimme singt. —

In der Agnes Bernauerin eine geschichtliche Lyrik. Die Handlung ist hier ganz aus dem Gedicht hinaus verlegt, steht ganz jenseits in der Zukunft hinter der Ballade. Aber man braucht nichts vom Herzog Bernhard von Bayern und der Tochter des Baders Bernauer in Augsburg zu wissen, braucht nicht zu wissen, wie das Mädchen als Zauberin in der Donau ertränkt wurde. Die Ballade ist wundervoll in ihrer Schlaftrunkenheit und ihrer hellseherischen Andeutung, — sie steht unmittelbar neben einer geschichtlichen Lyrik Fontanes, dem James Monmouth, mit dem zusammen sie den Parnaß dieser Gattung bildet. Parnassus biceps, wahrhaft zwei klassische, von keinem je wieder erreichte Höhen!

Im Rembrandt haben wir eine Idylle Ostadescher Art, aber durchglüht von Rembrandtischem Helldunkel. Der verwitwete und kinderlose Meister malt aus der Erinnerung ein Kinderbild und ist so versunken in sein Werk, daß er halb nach hinten gewendet den Namen der geliebten Frau, ach, des geliebten Kindes ruft. Und vom Flur, wo die Magd die Fliesen scheuert, gellt es roh

„Du Narr, was schreist du wieder nach den Toten!"

Und es will den greisen Genius ein Weinen ankommen, kindisch schiebt sich die Unterlippe vor . . . Da kommt die göttliche, die unerhörte Maler-Tröstung: Im Vorderhause erglimmen die Sabbathkerzen des Trödlers Lewy Aschkenas, und ihr Licht spiegelt auf Gracht und Kogge. Und der zitternde Greis, während ihm noch die Tränen aus den verschwollenen Trinkeraugen tropfen, beginnt zu lächeln und atmet auf . . . und pfeift. Kaum je ist greisenden Künstlers Leid und Trost so gewaltig ausgesprochen wie hier — Verdammung in den fürchterlichsten Alltag, Erlösung in alle Seligkeiten künstlerischer Schau.

Aber wo soll ich aufhören bei der Wiedergabe dieser Balladen, von denen jede einzelne ein Meisterwerk ist! Über die Mär vom Ritter Manuel habe ich in meinen Meisterballaden ein langes Kapitel geschrieben, — ich könnte über jede andere ebensoviel sagen, um den Zeitgenossen klar zu machen, was für Schätze hier ruhen!

Es ist eine sehr merkwürdige und nachdenkliche Erscheinung, daß neuerdings alle Sonderbegabungen der Ballade auf einmal als lyrische Dichter geradezu entdeckt werden. Die Ballade mit ihrem Sprachprunk und ihrer fabelhaften Vorlese-Wirksamkeit übertönte jahrelang, solange sie die große Mode war, die leiseren lyrischen Flöten, Heute hat sich das gewandelt, und wer ein wenig in die Schrifttumsgeschichten und die Zeitungsurteile hineinlauscht, der hört überall dasselbe: „Aber überhört doch nicht die Lyrik!"

Agnes Miegels Lyrik ist die eigenartigste aller Balladendichter. Auch hier begegnen uns Seite für Seite die Bestandteile der Ballade: Starke Bildhaftigkeit, prachtvolle Sprache, mächtige Tiefe aller Register. Es fehlt fast ganz das Singende, ich möchte sagen der Singsang, der etwa die Süßigkeit Heines ausmacht oder das Kennzeichen der Lieder von Löns ist. Dabei haben die Lieder alle eine ganz starke eigene Melodik, nicht nur da, wo sie — ein häufiger Fall bei der Miegel — ein Lied anführen:

> Die Kinder geh'n im Reigen
> Sie singen ihren alten Sang:
> „Wir treten auf die Kette,
> Und die Kette klang . . ."

Eines der in seiner Großartigkeit wohl ganz unerreichbaren Gedichte ist die politische Phantasie England. Man denke: Ein sozusagen unmöglicher Vorwurf, ein drei Seiten langes Kriegs- und Abrechnungs- und Droh-Gedicht, eine Verkörperung Englands. —

Weißbrüstige Tochter Alfreds, die ihm die Keltin gebar, — ein Zwiegespräch zwischen ihr und der Dichterin, die hier völlig zur Seherin wird. Man frage ein Dutzend echte Dichter, jeder wird sagen, „das ist nicht zu machen, das gibt kein Gedicht". Nun, ob es ein Gedicht geworden ist, weiß auch ich nicht, aber daß es eine gewaltige dichterische Leistung ist, die allerdings wohl nur von den wenigsten völlig erkannt werden kann, — das weiß ich allerdings. —

Ich erwähnte eben die Miegel als Seherin. Es ist das eine der fabelhaftesten Gaben der einzigen Frau, sie ist ganz das, was das lateinische Wort vates ausdrückt: Dichterin, Priesterin, Seherin. Die Gabe des zweiten Gesichts spukt über alle Seiten des Buches hin, und wir erleben mit Staunen, daß hier ein Mensch unter uns geht, der an Dinge glaubt, wirklich: glaubt, die wir nur als Bestandteile des Mythos und der Sage im Gedicht gelten lassen. So liegt etwas Unheimliches, ja Tragisches über ihrem Werk, und wir fühlen sie von uns getrennt durch eine gläserne Wand, vor der Humor und Leichtsinn scheu zur Seite treten, hinter der die Dämonen ihr Spiel treiben, Wirkliches zum Sinnbild, Unwirkliches zum gespenstischen Leben wird.

Agnes Miegel tratt dadurch ganz nah neben die andere große Dichterin unseres Volkes, die Droste-Hülshoff. Beide niederdeutschen Stammes, beide vogelsprachekund wie Salomo und wundergläubig wie eine Nonne, beide ganz ausgesprochen balladische Talente. Was bei der Westfalin ihr, darf ich sagen: grimmiger Katholizismus, das ist bei der Ostpreußin ihr heftiges Reformiertentum, das sich ebenso schroff gegen die „Evangelischen" abschließt, wie der Glaube jener anderen. Das Leben der Droste spielte sich auf zwei einsamen Burgen ab, das der Miegel seit nunmehr einem halben Jahrhundert fast nur in Königsberg, beide haben das Reisen nicht nötig, da eine unerhörte innere Schau ihnen viel mehr von Ländern und Völkern greifbar nahe führt, als alle Reisen uns anderen. Beide blieben unverheiratet, beide haben viel gelitten, beiden eignet der gewisse spröde Sprachton, der sie von allen anderen Dichtern so leicht unterscheidet. Und beide sind ganz nahe der ewigen Natur verschwistert, so nahe, daß sie „in regloser Luft durchsichtiger Flügel Geklirr" hören, und das Gespenst sehen, das ihnen „mit gleichem Rubine die gleiche Hand" entgegenstreckt, die sie ihm reichen.

Ganz so strecken auch die beiden Dichterinnen sich aus dem äußersten Westen und dem äußersten Osten des Reiches die Hände über Deutschland entgegen, die vom Jahre 97 des achtzehnten und vom Jahre 79 des neunzehnten Jahrhunderts. Und beiden glänzt an gleicher Dichterhand der gleiche Rubin ewiger Kunst. . . . .

Fließsand.

Der Todfeind des Baumeisters.

Von H. Hesse-Newyork.

„Quicksand ist wie eine Flut, die aus den Tiefen der Erde zu dem Lebenden aufsteigt und ihn unter sich begräbt", sagt Victor Hugo. „Der Elende versucht sich zu setzen, sich hinzulegen, versucht zu gehen und zu kriechen. Doch jede Bewegung, die er macht, gräbt ihn ein. Er zieht sich heraus, nur um desto tiefer wieder einzusinken. Er hat das Gefühl, verschlungen zu werden. Er schreit und fleht und fuchtelt mit den Armen. Bis zu den Hüften steckt er im Sande. Bald reicht der Sand ihm bis an die Brust — der Versinkende streckt die Hände empor. Stöhnend gräbt er die Nägel in den Sand, hebt sich auf den Ellenbogen, krampfhaft schluchzend . . .

Der Sand aber steigt. Er reicht ihm zu den Schultern, zum Nacken. Nur das Gesicht ist noch sichtbar. Der Mund öffnet sich, er will schreien — Sand füllt ihn, und alles ist still.

Die Augen schauen noch, allein der Sand schließt auch sie. Dann ist es Nacht. Die Stirn sinkt ein, und nur noch ein Haarbüschel ragt aus dem Sande hervor. Eine Hand streckt sich empor — verschwindet. Unheimlich ist es, wie so ein Menschenleben ausgelöscht wird."

Auf Fließsand kann der Bauingenieur so ziemlich überall stoßen. Zu den Orten, wo er besonders damit zu kämpfen hat, gehört das Delta des Mississippi, denn das ganze Erdreich besteht aus feinen Ablagerungen des Flusses. Dort bildet Quicksand ein alltägliches Problem. J. F. Coleman war über dreißig Jahre lang Ingenieur in New Orlans, doch erklärt er, kein größeres Gebäude zu kennen, das in dieser Zeit errichtet wurde, ohne daß man mit Fließsand zu kämpfen gehabt hatte.

Als junger Ingenieur lernte Coleman den verräterischen Quicksand selbst kennen. Er war damals mit Vermessungsarbeiten für eine Eisenbahn beschäftigt. Wiederholt mußte er den Bach kreuzen, und er pflegte sich nicht lange nach Furten umzusehen, sondern watete einfach hindurch.

So hatte er den Bach etwa achtmal gekreuzt, als plötzlich mitten im Wasser seine Füße einsanken. Er zog einen Fuß heraus und versuchte einen langen Schritt zu tun, um auf festen Grund zu kommen, doch sank er von neuem ein, und zwar noch tiefer. Mit jeder Bewegung arbeitete er sich nur tiefer hinein bis er schließlich bis zu den Achseln im Schlamm steckte und seine ganze Hilflosigkeit einsehen mußte.

„Ich rief den Landmesser", erzählt Coleman, „der eiligst herbei lief, um zu sehen, was es gab. Er war nur etwa hundert Meter entfernt, doch das Unterholz am Ufer hinderte ihn, mich zu sehen. Als er näher kam und nur Kopf und Schultern von mir über Wasser sah, ergriff er einen abgehackten jungen Baum, der gerade dalag, und schob ihn mir zu. Ich packte den Stamm mit beiden Händen, der Landmesser zog, und in wenigen Minuten war ich aus dem Sandgrabe befreit. Wäre der Mann nicht in meiner Nähe gewesen und hätte nicht zufällig der junge Baum da gelegen, so wäre es um mich geschehen gewesen, denn es war die allerhöchste Zeit."

Coleman hatte das Gefühl des Einsinkens — als gäbe die Erde unter seinen Füßen nach. Wenn er versuchte, den Fuß heraus zu ziehen, verspürte er eine Saugwirkung. Solange er sich ruhig verhielt, hatte er nicht das Gefühl, in etwas hineingezogen zu werden. Er merkte nur, daß er langsam tiefer sank. Es war jedoch nicht der Kampf eines im Wasser Ertrinkenden. Die Füße wurden schwer. Jede Bewegung erforderte große Kraftanstrengung. Schwimmen konnte er natürlich nicht. Es war ihm, als hätte er es mehr mit Erde zu tun als mit Wasser.

Zwei Jahre später arbeitete Coleman für dieselbe Bahn im nördlichen Teile des Staates Mississippi. Eines Nachmittags fuhr er mit einem zweirädrigen Einspänner zum Lager und mußte einen Fluß kreuzen. Das Wasser war nur achtzig Meter breit, doch die Furt schräg und fast doppelt so lang.

Mitten im Flusse begann das Pferd plötzlich zu zappeln. Coleman zog sein Taschenmesser und schnitt die Stränge durch, stieg aus und schob den Gig zurück.

Das Pferd reckte den Kopf in die Höhe und arbeitete mächtig, um die Beine los zu bekommen. Coleman versuchte, ihm zu helfen, indem er nach den Zügeln griff, um es zum harten Grunde der Furt zurück zu führen. Allein es war unmöglich, sich dem Tiere zu nähern. Er fühlte den fließenden Sand unter seinen Füßen.

Als das Pferd so schnell einsank, wurde es höchst aufgeregt. Nur den Kopf hatte es noch über Wasser. Es war ein furchtbarer Anblick das Tier so versinken zu sehen. Bis zuletzt streckte es den Kopf empor. Das ganze Drama, vom ersten Zappeln des Pferdes bis zum Verschwinden, dauerte kaum länger als fünf Minuten.

Von dem Kadaver fand sich keine Spur Er war im Flußbett begraben. Quicksand ist schwer. Die unteren Schichten sind fast zum festen Zustande zusammengepreßt. Die Strömung des Wassers versetzt auch die Körnchen in Bewegung. Daher ist jeder einsinkende Gegenstand bald bedeckt und wird von schweren, fast festen Schichten festgehalten.

Wird Quicksand bei Ausschachtungen entfernt und aufgeschüttet, so steigt das Wasser nach oben. Es kann durch Pumpen entfernt werden, oder es verdunstet in einigen Tagen. Der feuchte Sand, der übrig bleibt, ist eine schwere, zähe Masse, die man schaufeln und in großen Haufen aufschütten kann. Zuweilen geht der Sand auseinander wie ein Haufen Teer in der Sonne. Ist die Feuchtigkeit verdampft, so erscheint der Quicksand als Pulver, fein wie das feinste Mehl. Man kann es auf die Zunge nehmen und fühlt keine Schärfe.

Eine Eigentümlichkeit des Quicksandes ist die Form der Körnchen, die mikroskopisch kleine Kugeln darstellen. Wird diesen winzigen Kügelchen Wasser zugesetzt, so wirkt es als Schmiermittel. Dieser echte Quicksand findet sich im unteren Mississippi-Tale dicht unter der Oberfläche.

In New Orleans scheinen manche Fließsandbecken mit dem Mississippi in Verbindung zu stehen. Trifft man mit einem Versuchsbohrloch auf Fließsand, so steigt dieser gewöhnlich im Bohrrohre bis zur Höhe des Flußspiegels. Der Wasserstand des Flusses wechselt beträchtlich. Der Unterschied zwischen niedrigem und Hochwasser kann bis zu sechs Meter betragen. Doch wie hoch auch der Flußspiegel liegen mag, der Fließsand steigt immer zu gleicher Höhe.



Bunte Chronik



*** Das Telephon öffnet einen Geldschrank.** Eine höchst eigenartige Verwendung des Fernsprechers wird aus den Vereinigten Staaten berichtet. In einem großen Bureau im Staate Oregon war die Kombination für das Schloß des Geldschranks verlegt worden, und da niemand die Zusammenstellung der Buchstaben und Zahlen kannte, die erst das Öffnen des Schranks ermöglichte, war man in großer Verlegenheit. Schließlich kam jemand auf den Gedanken, sich telephonisch an den Fabrikanten des Geldschranks um Rat zu wenden, der, obgleich mehrere hundert Kilometer entfernt im Staate Idaho wohnhaft, auch Hilfe brachte. Der tüchtigste seiner Techniker setzte sich an den Fernsprecher und forderte den Bankbeamten in Oregon auf, das Mikrophon des Fernsprechers so dicht wie möglich an das Sicherheitsschloß des Geldschranks zu bringen und an dem Schloß genau die ihm telephonisch angegebenen Bewegungen auszuführen. Es folgte eine Reihe von Versuchen, während welcher der Ingenieur in Idaho aufmerksam auf die durch das Schloß hervorgerufenen Geräusche lauschte, die er, wenn auch infolge der großen Entfernung sehr schwach, doch deutlich durch den Fernsprecher hörte. Auf Grund dieser Wahrnehmungen war er imstande, bald die richtige Einstellung des Schlosses anzugeben. Nach weniger als fünf Minuten war die Schwierigkeit behoben: der Geldschrank stand offen.

*

*** Selbstmord mit einer Kanone.** Ein Negerschauspieler in Havana, der unter dem Namen Baltimore allabendlich in einem historischen Schauspiel auftrat, verschaffte sich kürzlich einen Abgang von der Bühne und der Welt zugleich, der an Wirkung nichts zu wünschen ließ. Baltimore stand wie dutzende Male zuvor — das Stück wurde wochenlang mit einem Bombenerfolg gespielt — vor einer blind geladenen Kanone und wartete auf seine Erschießung. Man liebt in Havana derartige Knalleffekte. Programmäßig ging alles Weitere blitzschnell vor sich. Ein Feuerstrahl aus der Mündung des Geschützes, eine Detonation, so schaurig schön daß alle Zuschauer wie elektrisiert von ihren Sitzen auffuhren. Baltimore drehte sich einmal um seine eigene Achse und fiel schwer wie ein dicker Sack zu Boden. Rasender Beifall durchtoste das Haus. Der arme Baltimore aber rollte beim Tusch von Pauken und Trompeten vor die Kulissen und gab seinen Geist auf. Da er selbst vor jeder Vorstellung die Kanone eigenhändig zu laden pflegte, konnte nur Selbstmord vorliegen. Ernst ist das Leben, heiter die Kunst. . . .

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.